



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen einer Lehrerin : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Akademie hat ihre Arbeit noch lange nicht beendet. Man überfieht heute aber schon: viel wird nicht für die Reformer herauskommen, und das ist auch durchaus richtig. Schwierig ist die Frage der Doppelkonsonanten. Hier läßt sich manches ändern. Wenn man schon chariot schreibt, kann man das zweite r auch in charretier, charroi und charron weglassen. Aber soll man deshalb persiene, chiene, cane, bone schreiben? Doch sicher nicht. Schließlich werden sich auch die Anhänger des Herrn Meyer mit der Beute begnügen müssen, die ihnen die Akademie gelassen hat: vielleicht fällt auch die unregelmäßige Pluralform mit x von chou, genou, caillou, chapeau usw. Gegen diese Reform wird sich kaum etwas sagen lassen. Sonst haben aber die feinen Sprachkünstler in der Akademie, die Claretie, Hervien und Hérédia Recht, die sich ablehnend verhalten. Eine Sprache entwickelt sich organisch und darf nicht vergewaltigt werden, um einigen Abschützen die Extemporale oder einigen Ausländern das Wortabellernen zu erleichtern. Nur die Übung von Jahrzehnten kann etwas ändern, nicht die Experimentierlust einiger Neuerer. Die viel geschmähte Akademie tut hier ein wohlthätiges Werk. Wir stimmen Claretie zu, wenn er nach dem Bericht des Temps sagt: „Was tut denn die Akademie anders als reformieren, langsam, mit Überlegung und ohne Lärm? Seit Jahrhunderten setzt sie ihr Werk einer Revision des Dictionnaire fort und verhöhnt die überlieferten Schönheiten der französischen Sprache mit den Anforderungen einer Entwicklung, die nicht aufhört. Aber »auf einen Schlag« solche Umwälzungen beschließen, das hieße die Menschen von heute kopfschütten, das hieße die Fremden, die sich mit Mühe und Not mit unsrer Grammatik vertraut gemacht haben, verwirrt machen, das würde eine neue Beunruhigung in die Geister bringen, die gar kein Bedürfnis danach haben.“ Die französische Rechtschreibungsreform im Sinne der „Neographen“ darf deshalb heute schon im großen und ganzen als erledigt angesehen werden — und das ist gut so.

Paris

Franz Wugf



Erinnerungen einer Lehrerin

(Fortsetzung)



as ich unter „praktischem“ Religionsunterrichte verstehe, kann ich vielleicht am besten durch einige Antworten der Kinder illustrieren, die mir bei der Behandlung des vierten Gebots gegeben sind. Ich bringe nur die charakteristischen, dafür aber auch in ihrer ursprünglichen, von mir sofort nachgeschriebenen Form.

Ich stellte folgende Frage in bezug auf die Worte der Erklärung des Gebots, daß wir unsre Eltern und Herren nicht verachten, noch erzürnen, sondern ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben. (Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, die Mädchen der Volksschule den Geschäften und Fabriken zu entziehen und sie den Häusern als Dienstmädchen zu gewinnen. Darum betone ich so oft wie möglich die Stellung eines Dienstmädchens.)

Sagt mir einmal, was ein gutes Dienstmädchen zu tun hat, um das vierte Gebot zu erfüllen? (Ich lasse die einzelnen Unterfragen weg und gebe die auch ohne diese verständlichen Antworten.) Nicht verachten, noch erzürnen: „Sie soll nicht vergessen, daß die Herrschaft nicht immer schlecht ist, denn manchmal hat sie bloß die Laune.“ „Wenn sie unzufrieden sind, so muß sich ein Mädchen doppelt bemühen.“ „Man darf auch nicht lauschen, denn manchmal redet die Herrschaft etwas, was man nicht zu wissen braucht.“ „Wenn die Frau uns ausschimpft, so soll man nicht denken: Quassele nicht.“ „Manche Mädchen schwagen von ihrer Herrschaft schlecht, und sie sind es gar nicht.“ „Man erzürnt die Herrschaft auch, wenn man alles kaputt schmeißt oder leichtsinnig ist.“ „Man muß sich beim Abwaschen in acht nehmen, denn meistens ist es ganz gutes Porzellan.“ „Man verachtet die Herrschaft, wenn man nicht gefällig ist oder schlechte Gesichter hinter der Frau her schneidet.“

Dienen: „Man soll freundlich und gefällig sein.“ „Man soll sich nicht hinstellen und nichts tun, wenn die Frau fort ist.“ „Man soll das Essen nicht verbrennen lassen.“ „Wenn man den Tisch deckt, soll man nicht dabei naschen.“ „Bei schwerer Arbeit soll man nicht schimpfen.“ „Man soll nicht vergeßlich sein.“

Lieb und wert haben: „Man soll die Arbeit gut und flink machen.“ „Man soll Gutes von der Herrschaft reden und denken.“ „Man soll nicht immer warten, bis etwas gesagt wird, sondern soll sich selber Arbeit suchen.“ „Man soll nicht alle halbe Jahre in eine andre Stelle wollen.“ Das sind Antworten von Kindern vom zehnten bis dreizehnten Jahre.

Die Schule findet oft keine Hilfe beim Elternhause. Bei Hausbesuchen, auf die ich später eingehn werde, ist mir überhaupt erst klar geworden, warum wir unter so viel erschwerenden Umständen und mit so viel schlechtern Ergebnissen als die andern Schulen arbeiten. Wir werden in den seltensten Fällen durch ein reges Interesse vom Elternhause unterstützt. An den höhern Schulen haben die Eltern dagegen das größte Interesse daran, daß ihre Kinder gut lernen, regelmäßig versetzt werden und den Abschluß der Schule oder wenigstens „das Einjährige“ erlangen. Denn das ist die Bedingung für viele Berufe. Dazu kommt die damit verbundene Geldfrage stark in Betracht. Anders auf der Volksschule. Sie kostet kein Schulgeld, und auch für die Wahl des künftigen Berufs ist es ziemlich belanglos, ob ein Kind aus der ersten, zweiten oder dritten Klasse entlassen wird. (Daß wir aber sogar Kinder haben, die aus der sechsten Klasse konfirmiert werden, sei nur nebenbei erwähnt.)

Eine große Rolle spielen die ungünstigen häuslichen Verhältnisse, denn nur in seltenen Fällen können sich Vater oder Mutter unsrer Kinder um die Schularbeiten kümmern. Oft sind beide Eltern den ganzen Tag über durch ihren Beruf außer dem Hause beschäftigt, oft müssen sie, falls sie Heimarbeiter sind, die Kinder mit zur Arbeit anhalten. Ich erinnere nur an die Spielwaren-, Spigen-, Posamenten- und Zigarrenindustrie und weise auf die Erhebungen des Lehrers Agahd hin. Die Mädchen unsrer Oberklassen sind oft von zwei bis sieben Uhr als Kindermädchen tätig. Müde kehren sie heim, da erwarten sie die Schularbeiten. Ist es ein Wunder, wenn sie diese so schnell wie möglich und nur obenhin beenden? Einem arbeitenden Kinde der obern Schulen weist man

den ruhigsten Platz in der ganzen Wohnung an. Nie würde man zum Beispiel einem Gymnasiasten zumuten, in der Küche zu arbeiten, in der das Mädchen seine noch immerhin wenig Lärm verursachende Arbeit verrichtet. Man denkt milde, ganz milde über mangelhafte Schularbeiten, wenn man einmal in der Häuslichkeit des sie liefernden Kindes gewesen ist. Da bleibt oft buchstäblich nur das Fensterbrett, an dem es inmitten von Kindergeschrei, störenden Nähmaschinen, schwatzenden oder sich zankenden Menschen usw. stehend seine Arbeiten anfertigen muß. Allerdings findet man auch behagliche Häuslichkeiten, in denen Ruhe herrscht und genügend Zeit zum Arbeiten ist, aber das sind leider Ausnahmen.

Wie schwer es ist, das nötige Arbeitsmaterial, Schulbücher und Hefte usw. zu bekommen, das weiß nur der, der im Volksschuldienste steht. Dagegen bedenke man einmal die an höhern Schulen getriebne Verschwendung! Da sollen die Schüler immer die neuste Auflage der Bücher haben, da macht man möglichst viel neue Auflagen mit möglichst geringfügigen Änderungen, um den Geldbeutel der Schüler zu leeren und den der Herausgeber zu füllen. (Neuerdings findet man ja auch gegen dieses Treiben energische Angriffe sogar in den Zeitungen.) Da läßt man in den Heften handbreite Ränder, da wird sogar nur die eine Seite beschrieben, und was dergleichen Verschwendungen mehr sind. Wer so etwas fordert, den sollte man ein Jahr lang in die Volksschule stecken, da würde er zur Einsicht kommen. Wenn wir kurz vor Pfingsten unsre Hefte zusammen haben wollen, dann muß die Schule wenigstens noch zehn Hefte für jede Klasse schenken. Ich weiß nicht genau, wieviel tausend Mark die Stadt zur Beschaffung von Büchern und Heften für arme Kinder ausgibt, aber ich weiß, daß es nicht wenig sind. Dabei steht auf dem Stoffplan für den April ein Aufsatz und ein Diktat vorgeschrieben! Die Arbeiten müssen geliefert werden, da heißt es denn, die Hefte auf irgendeine Weise beschaffen. Geht es nicht anders, nun dann greift man in den eignen Geldbeutel. Daß die einen im Überfluß leben, die andern darben, merkt man sogar an Kleinigkeiten. Dort spielen Hefte, Lössblätter, Bleistifte usw. keine Rolle, hier wäre man froh, wenn man nur das hätte, was dort verschwendet wird.

Gegen die wirklich Faulen stehn den höhern Schulen auch andre Strafmittel zur Verfügung als uns. Dem „Sizzenlassen“ wird, weil es von viel größerer Bedeutung ist, vom Elternhause möglichst vorgebeugt, es wird hier ganz anders empfunden als bei unsern Kindern. Wie oft ist mir auf Vorstellungen hin von den Eltern erwidert: „Das kommt mer jar nich druff an, wenn Se se sitzen lassen.“ Strafarbeiten — ich denke nur zum Beispiel an das allen Gymnasiasten wohlbekannte „ein Kapitel Cäsar schriftlich“ — fallen bei uns fort, denn wir dürfen dazu die so schwer errungnen Hefte nicht benutzen. „Nachsitzlassen“ ist ein zweischneidiges Schwert, denn wer die verdorbne Luft kennt, die auch vor Beginn des Unterrichts die nach Bettendorfer zulässige Höhe der verbrauchten Luft überschreitet, der setzt sich nicht noch Nachmittags eine Stunde extra hinein. Außerdem geraten wir beim Nachsitzlassen meist mit den Eltern zusammen, denn die Kinder werden zuhause gebraucht oder haben sich zu Dienstleistungen in andern Familien verpflichtet. Da bleibt denn nur das zur Strafe „an die Wandstellen,“ und wenn das nicht wirkt — der Stock.

Als ich zu unterrichten anfang, da habe ich stolz zuhause gesagt: „Ich werde nie den Stock benutzen, ich erniedrige mich nicht zum Prügelmeister.“ Nun, ein Vierteljahr lang habe ich es auch ausgeführt, dann hatte ich mir einen Kehlkopfkatarrh angeschrien, daraufhin habe ich mich eines bessern besonnen und habe zum Stock gegriffen. Die meisten Eltern werden mir Recht geben, wenn ich sage, daß sich die wenigsten Kinder ganz ohne Prügel erziehen lassen. Wer aber in der Volksschule glaubt, ganz ohne Stock auskommen zu können, der kennt sie nicht, oder er muß ein pädagogisches Genie sein. Ich unterrichte dieselben Kinder nun vier Jahre und habe Schülerinnen, die in dieser Zeit keinen Schlag bekommen haben, während andre aller paar Tage eine gehörige Tracht Prügel verlangen. Je älter die Kinder werden, desto entbehrlicher zeigt sich der Stock, jetzt komme ich oft wochenlang ohne ihn aus.

Vor einigen Jahren wurden die körperlichen Züchtigungen im Reichstage, in Zeitungen und Fachschriften reichlich besprochen. Es schien damals so, als hätten die Züchtigungen in der Volksschule überhand genommen. Die Folgen dieses Lärmes waren die vom Minister eingeführten „Straflisten,“ in die jede körperliche Züchtigung nebst Begründung eingetragen und öfter dem Rektor vorgelegt werden muß. Körperliche Züchtigungen dürfen einige Schwielen hinterlassen. Die Dicke des Rohrstockes ($\frac{1}{2}$ Centimeter im Durchmesser) ist genau vorgeschrieben; ein Strafen mit einem gespaltenen Stocke oder ein solches auf eine unzulässige Stelle, ein Überschreiten der zulässigen Stärke einer Züchtigung, ein Nichteintragen einer solchen haben ein Disziplinarverfahren und ein Entziehen der Strafgewalt zur Folge.

Als die Straflisten eingeführt wurden, verursachten sie in Schulkreisen einen gewaltigen Aufruhr, jetzt hat man sich beruhigt und sich darüber geeinigt, nicht jeden Jagdhieb als „Züchtigung“ einzuschreiben. Die Listen haben sich aber bewährt, denn für jähzornige oder rohe Erzieher bieten sie eine gute Kontrolle. Ich will aber noch erwähnen, daß die sogar auf Gymnasien beliebten „Ohrfeigen“ auf das strengste verboten sind, jeder Lehrer, der sie erteilt, macht sich eines Vergehens schuldig, das unter Umständen recht nachteilige Folgen haben kann.

Eine Erkenntnis drängt sich durch den Unterricht sehr bald auf, nämlich die Einsicht von der empfindlichen Unkenntnis, die man von dem Leben des gemeinen Mannes hat. Man erkennt, daß es Verhältnisse gibt, die das sorgsam behütete junge Mädchen auch nicht im entferntesten ahnt. Das Leben zeigt sich oft so brutal, daß man zuerst davor zurückschaudert, dann aber folgt die Forderung: Mache dich mit dem Leben der dir anvertrauten Kinder bekannt, mache Hausbesuche, lerne die Eltern kennen, dann wirst du dir auch viele Unannehmlichkeiten ersparen und den richtigen Verkehrston finden. Viele Eltern nämlich sehen die Schule und damit die Lehrer und die Lehrerinnen als persönliche Feinde an. Die Lehrerinnen erfreuen sich vielleicht eines noch größern Vorurteils, da sie, wie die Leute sehr gut wissen, aus bessern Familien sind. Diese Feinde aber stellen in den Augen der Leute eine Macht dar, und viele wüten ja blind gegen das, was irgendeine Macht bedeutet. Es gibt tatsächlich Eltern, die aus Opposition und Grundsatz den Lehrern Schwierigkeiten machen. Lernt man die Leute persönlich kennen, ist man einmal bei ihnen im Hause gewesen, so scheuen sie

sich, die Grenzen eines ruhigen Verkehrstons zu überschreiten, die notwendigen Auseinandersetzungen, die sich nicht vermeiden lassen, tragen dann keinen unangenehmen Ausdruck an sich. Die Leute sehen ein, daß man sozusagen auch menschlich ist, und daß uns gar nichts daran liegt, sie zu „schikanieren,“ sondern daß uns ein friedliches Zusammenwirken nicht nur durchaus erwünscht, sondern sogar Lebensfrage ist, denn es kann für den, der es nicht versteht, mit den Leuten auszukommen, ein geradezu unerträglicher Zustand entstehen. Wenn jedes Elternpaar nur einmal jährlich Skandal macht, so bedeutet das bei fünfzig bis sechzig Kindern ebensovielen verärgerte Schultage, und ein Fluß an dem gewöhnlichen Ärger ist durchaus nicht nötig, denn jeder Tag sorgt schon für das Seine. Manche Leser werden sich nun fragen, wie und wo wir überhaupt mit den Eltern zusammenkommen. Nun, die Eltern, falls sie uns irgend etwas zu „stecken“ für nötig halten, erscheinen in der Schule, klopfen uns mitten im Unterricht heraus und fangen dann gewöhnlich gleich in einem so lauten Tone an, ihre Gefühle zu äußern, daß die langen Korridore von Stimmengewirr widerhallen. Hört man als Unbeteiligter eine solche erregte Stimme, dann lächelt man verständnisinnig und hofft nur im stillen, daß das Ungewitter gnädig an der eignen Tür vorübergehn möge. Anlaß zu einem solchen Besuche findet sich oft, den meisten bietet das Baden, dann aber auch eine erteilte Züchtigung, ein nach Meinung der Eltern unbefugtes Versehen des Kindes, was sich durch Unaufmerksamkeit usw. nötig erwiesen hat, und wobei es vielleicht neben eine den Eltern nicht behagende Nachbarin gekommen ist. Auch entstellte Bemerkungen über das Kind oder das Elternhaus, dann aber auch harmlose Entschuldigungsbesuche usw. bringen uns den Besuch der Eltern.

Zuerst ersucht man bei solchen Anlässen um leiseres Sprechen, hilft eine wiederholte Aufforderung nicht, dann droht man mit Anzeige wegen Hausfriedensbruchs. Dieses Wort wirkt meist wie Öl auf die erregten Wogen des Gemüts. Sehen die Leute, daß man nicht aus seiner Fassung und Sicherheit zu bringen ist, und hat man erst gelernt, den Fehler des Hestigwerdens zu vermeiden, dann werden sie oft ganz gemütllich, entschuldigen sich sogar in ihrer Art, und man geht befriedigt auseinander. Aber ein solcher Auftritt kann sich auch bis in das Zimmer des Rektors, in das des Schulrats, ja sogar bis vor die Schranken des Gerichts hinziehen. Denn es gibt Fälle, in denen man es sich schuldig ist, die Anzeige wegen Beleidigung im Amte zu machen. Ich bin glücklicherweise eben durch meine rechtzeitigen Hausbesuche mit allzu unliebsamen Besuchen verschont geblieben. Ich erinnere mich nur an einen recht unangenehmen Auftritt mit der Mutter einer Schülerin, bei der ich, da das Kind erst zwei Monate in meiner Klasse saß, noch nicht gewesen war. Das Kind war schwächlich, wurde aber von der Mutter aller Augenblicke unnötig aus der Schule behalten. Ich hatte ihr nun schon wiederholt mündlich bei ihren Entschuldigungsbesuchen mitgeteilt, daß das ewige Fehlen nicht so weitergehe. Trotz dem fehlte das Kind wieder vier Tage unentschuldigt, ich schrieb zwei Briefe und kündigte, da das Kind Abends um neun Uhr noch auf dem Jahrmarkte gesehen worden war, polizeiliche Zuführung an, wenn es am andern Tage nicht in der Schule wäre. Zuerst noch einige erklärende Worte über diese Zuführung,

die eine wirksame Hilfe ist, schulscheuer Kinder, die lieber um die Schule als hineingehn, habhaft zu werden. Man füllt ein vorgedrucktes Formular mit der Begründung der Zuführung aus, läßt dieses vom Rektor unterschreiben und schickt es in das nächste Polizeirevier. Daraufhin wandert dann am nächsten Morgen ein Polizist in die Wohnung des Kindes, stört dieses und die Angehörigen oft genug im süßen Morgenschlummer und geleitet es dann sicher bis vor die Klassentür, wo der Sünder dem Ordinarius ausgehändigt wird. Dieser Anblick ist durchaus nicht ungewöhnlich, man kann ihn bei unserm großen Schulgetriebe fast täglich genießen. Die Schulverächter sind meist größere Jungen, allerdings auch Mädchen, die es vorziehen, sich herumzutreiben, statt die Schule zu besuchen. Für solche Kinder beantragt man dann gewöhnlich Fürsorgeerziehung, auf die ich an anderer Stelle zurückkommen werde. Doch nach diesem Abschweifen zu meinem Fall zurück. Die Frau in ihrer „gerechten“ Entrüstung hatte es vorgezogen, nicht den Instanzenweg innezuhalten, sondern hatte sich gleich an den Rektor gewandt. Dieser ließ mich rufen. (Ein solcher Ruf ins Rektorzimmer bedeutet selten etwas Gutes, erregt darum nie angenehme Gefühle.) Der Rektor empfing mich nicht sehr gnädig und fragte, warum ich gleich so scharf vorgegangen wäre. Ich erklärte, daß ich schon viel Ärger mit der Frau gehabt und jetzt zweimal geschrieben habe. Da schrie die Frau los: „Was, Briefe, ich habe keinen bekommen, ich bin Geschäftsfrau, ich kriege so viel Briefe, wie sollte ich die nicht bekommen haben!“ Da stand nun Ausfage gegen Ausfage, und der Rektor machte ein zweifelhaftes Gesicht, denn die Frau machte einen recht ehrbaren Eindruck. Innerlich kochend, äußerlich ruhig sagte ich: „Die Wahrheit ist sehr leicht zu ermitteln, lassen Sie, Herr Rektor, das Kind holen, das die Briefe mit Marken versehen und in den Kasten befördert hat.“ (Wir haben eine Schulportokasse und einen Briefkasten am Schulhause.) Meine Erste kam, ich sagte kein Wort, der Rektor fragte, und das sehr verständige Kind konnte genau die Tage, sogar die Stunden angeben. Ich triumphierte innerlich, die Mutter aber rief: „Sa, die redet Ihnen freilich nach dem Munde, der haben Sie Zeichen gemacht.“ Der Rektor, von meinem korrekten Vorgehn nun überzeugt, zuckte auch zusammen, ich aber, unfähig, meine Wut zu beherrschen, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Tintengläser tanzten, und schrie mit reichlichem Lungenaufgebot: „Das ist ja eine unerhörte Verdächtigung, ich werde Sie verklagen.“ Kaum hörte sie das Wort, da gab sie klein bei — aber ich war für den Rest des Schultages zum Unterrichten unfähig. Aber es kommen noch ganz andre Dinge vor. Ich kenne eine Lehrerin, die als „Ablichte“ besonders bei den Leuten verhaßt ist. In deren Unterricht platzte eines Tages eine die Milchkanne schwingende Furie und rief: „Ich schlack Ihnen die Milchkanne ins Gesicht, wenn Sie meene Schwester noch mal hauen!“ Die Lehrerin, eine Pommerin von echtem Schrot und Korn, hatte die Jungfrau bald vor die Tür befördert, aber ehe sie sich über dieses Intermezzo zum Humor durchringen konnte, mußte sie den Ärger verschlucken, Anzeige machen und die Gerichtsverhandlung überstehn. Sie hatte aber auch die Gemüthung, daß dieser schwere Fall auch genügend schwer bestraft wurde, da die Richter ausdrücklich das Unerhörte dieses Vorgehns betonten. Daß solche Szenen aber ihre Spuren

hinterlassen, ist klar. Ich bin überzeugt, daß dieser Fall nicht vorgekommen wäre, wenn die Lehrerin nähere Bekanntschaft mit dem Elternhause gepflegt hätte. Wenn man wöchentlich einen Nachmittag zu Hausbesuchen opfert, dann spürt man bald ihren Segen.

Vor zehn Jahren noch wurde das Wort Hausbesuche wenig genannt, und erst seit kurzer Zeit ringt sich die Ansicht von ihrer Notwendigkeit durch. Doch auch noch heute finden sich, besonders unter den Lehrern, heftige Gegner. Wohl wurden früher auch Besuche bei den Eltern gemacht, zum Beispiel bei der Erkrankung eines Schulkindes oder auch zur Besprechung irgendeines Vergehens, aber ein regelmäßiger Besuch, d. h. wenigstens ein einmaliger jährlich bei allen Kindern der Klasse, der kam nicht in Frage. Und doch kann man einen Menschen erst dann recht beurteilen, wenn man seine Häuslichkeit gesehen hat und die Verhältnisse kennt, aus denen er stammt. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, und manche mir vorher unerklärliche Faulheit, innerliche oder äußerliche Verkommenheit eines Kindes wurde mir verständlich, ja erschien mir sogar als notwendige Folge häuslicher Verhältnisse.

Gelegenheit, soziale Studien zu machen, wird jedem reichlich geboten, und diese Besuche bieten so viel des Interessanten, Lehrreichen, Erhebenden, aber auch Trostlosen, daß man sie nicht ohne innere Bereicherung machen kann, und dadurch wird ja die darauf verwandte Zeit reichlich aufgewogen.

Die Eindrücke, die ich bei meinen Besuchen empfangen habe, lassen sich in drei Klassen teilen, nämlich in solche von Häusern, die einen überraschend angenehmen Anblick boten, dann von denen, die sich ungefähr so zeigten, wie ich es erwartet hatte, d. h. ärmlich, ziemlich schmutzig usw., und drittens von solchen Haushaltungen, die jeder Erwartung und Vorstellung Hohn sprachen, in denen sich ein äußeres und ein inneres Elend den Blicken darbot, wie ich es nie für möglich gehalten hatte.

Ich habe einmal das Grabitzer Gestüt und den Marstall in Berlin gesehen, an diese muß ich oft bei meinen Hausbesuchen denken. Es ist eine Lust, ein Pferd, und eine Qual, ein Mensch zu sein, wenn nämlich ein Pferd in solchen hohen, reinlichen, lustigen Ställen bei solcher Wartung und Pflege wohnen darf, und ein Mensch in niedrigen, dumpfen Spelunken hausen muß! Ein edles Pferd und ein armer Proletarier, welcher himmelweite Unterschied! Das ist mir besonders klar geworden, als ich einmal einen Raum sah, der einer aus dreizehn Personen bestehenden Familie zum Schlafen und Wohnen diente.

Zu meinem ersten Hausbesuche bin ich eigentlich ohne meine Absicht gekommen, aber gerade er gehört mit zu den unvergeßlichen Eindrücken meines Lebens. Es war an einem schönen Sunitage, ich saß bei einem guten Buche so recht behaglich in der Laube unsers kleinen Gartens und dachte mit keinem Gedanken an die Schule und meine Schulkinder. Da trat plötzlich ein etwa vierzehnjähriger Junge vor mich und sagte, die Mütze verlegen in der Hand drehend: „Meine Mutter läßt Sie bitten, gleich mitzukommen, meine Schwester wird wohl sterben, und sie verlangt so sehr nach Ihnen.“

Ich wußte, daß das herzkrankte Kind an einer Rippenfell- und Lungenentzündung erkrankt war, aber — der Gedanke, es zu besuchen, war mir nicht

gekommen. Ich weiß noch, daß es mir bei diesen Worten wie ein Schlag durch den Körper ging. Wortlos machte ich mich fertig, wortlos folgte ich dem Knaben nach seiner Wohnung. Schon auf der Treppe hörte ich rasselnde Atemzüge. An der nicht abgeschlossenen Wohnung trat mir der Arzt entgegen, der seinen Abendbesuch gemacht hatte. Sichtlich überrascht durch meinen Anblick (er hatte sich vielleicht unter einer Lehrerin eine „mittelalterliche“ Dame vorgestellt) schloß er die Tür und sagte: „Das Kind verlangte sehr nach Ihnen, vielleicht können Sie es etwas beruhigen; die Fieber sind so hoch, und der Zustand ist so bedenklich, daß ich das Ende noch für heute Nacht erwarte, wenn keine Wendung zum Bessern eintritt. Entsetzen Sie sich aber nicht, das Kind sieht sehr verfallen aus.“

Er öffnete die Tür, und das Rasseln wurde stärker. Ich kam durch eine kleine Küche und trat dann in eine Kammer, in der drei Betten standen. Von dem einen Bette war quer durch den Raum eine Leine gespannt; ich bückte mich, um hinter sie zu kommen, und sah nun, daß sie zum Halten des Eisbeutels bestimmt war. Durch die Situation und das Rasseln aufgeregt, sah ich erst dann meine Schülerin, als mir ein schwaches „Fräulein“ entgegentönte. Mein Blick traf das wachsbliche Gesicht des todkranken Kindes und die matte Hand, die sich mir entgegen zu bewegen versuchte. Ich ergriff diese arme, fieberheiße Hand und setzte mich auf dem Bettrande nieder. Sobald meine Hand die der Kranken umschloß, kam eine unendliche Ruhe über mich, ich dachte an nichts mehr als an das Kind und sah nur dessen Augen vor mir. Wie lange ich in diesem Zustande geblieben habe, weiß ich nicht mehr. Ich fühlte nur die zuckende Hand ruhiger und ruhiger werden, sah das matte Gesicht lächeln und endlich die Augen sich schließen. Das Kind schlief. Ich schrak zusammen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte, und die Stimme des Arztes, den ich gänzlich vergessen hatte, an mein Ohr traf: „Der Schlaf kann die Rettung bringen.“ Nach einigen Wochen, in denen ich natürlich noch öfters bei dem Kinde gewesen war, besuchte dieses wieder die Schule.

Die immerhin günstigen häuslichen Verhältnisse dieses Kindes boten mir schon vieles Überraschende. So sah ich nur drei Betten und wußte doch, daß die Familie aus Mutter und vier Kindern im Alter von zehn bis siebzehn Jahren bestand. Neben der Krankenzstube surrte unausgesetzt die Nähmaschine der Mutter und quälte mich wegen des Kindes. Ich stellte mir vor, wie anders es bei uns in schwerer Krankheitszeit gewesen war, und es erschien mir unabweisbar nötig, mich mit den so ganz andern Verhältnissen der mir anvertrauten Kinder bekannt zu machen.

Ich traf nun Vorbereitungen zu meinen weiteren Besuchen. Ich beobachtete die Kinder in der Schule scharf, um auf die häuslichen Verhältnisse schließen zu können. Darauf stellte ich mir einen Besuchsplan nicht nach Straßen, sondern nach den zu erwartenden Verhältnissen zusammen, um mir auf einen unangenehmen Eindruck einen angenehmen verschaffen zu können. Dann überlegte ich mir eine rein äußerliche und doch nicht zu unterschätzende Frage, nämlich die des zu wählenden Anzugs. So viel angeborenen Takt und Verständnis hatte ich schon, mir zu sagen, daß ein ganz einfaches, unauffälliges Kleid das einzig

angebrachte sei. Ich wählte schließlich ein schwarzes Kleid nebst einfachem rundem Hut, da ich mir in jedem andern zu „geputzt“ und zu „jugendlich“ erschien.

Bei der Aufstellung des Planes fand ich meistens Straßennamen, die mir gänzlich unbekannt waren, dann aber auch solche in mittlern, ja auch in den besten Gegenden. Diese Verschiedenheit der Lage wurde mir bald erklärlich. Die Wohnungen in vornehmen Straßen waren Hausmannswohnungen, oft in Privathäusern, und sie sind es, die ich mir im Laufe der Zeit zur Erholung nach dem Anblicke von Elend ausgesucht habe. Ich will gleich hier bemerken, daß die Kinder unsers Schulbezirks selten in „Hinterhäusern“ wohnen, da es nur wenige in diesem Stadtteile gibt. Deshalb habe ich über das eigentliche „Hinterhauswesen“ nur geringe Erfahrung. Vielleicht könnte davon eine Berliner Kollegin berichten.

Die Wohnungen in den mittlern Straßen führten mich entweder in Häuser, die durch ein unten liegendes Restaurant das „Herrschaftliche“ verloren hatten, oder die zum Teil großen Etagen zeigten schon an der Flurtür durch die zahlreich angebrachten Visitenkarten, daß sie ihren Besitzern durch das Abvermieten an Studenten usw. ermöglicht waren. Meiner Ansicht nach ist das Abvermieten der Verderb unsers Kleinbürgerstandes, denn unsre vierzehnjährigen Mädchen verkehren schon mit „ihrem Herrn“ in einem Tone, der für die Zukunft auf Schlimmes deutet.

Oft findet man in diesen Wohnungen auch den größten Raummangel für die Familie selbst, die sich häufig mit der Küche und einer kleinen Kammer begnügt, die dann so mit Betten vollgestopft ist, daß sich die Leute scheuen, die Lehrerin hineinzuführen. Mehr als einmal bin ich darum in ein Zimmer geführt worden, das sich durch Schläger, Mützen, Pfeifen usw. als Studentenzimmer legitimierte. Daß ein solcher Besuch den Stempel des Unruhigen bekommt, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der Mutter wie mir lag es daran, ihn möglichst rasch abzurechnen, damit ich nicht etwa mit dem zufällig abwesenden „Herrn“ in seinem Zimmer zusammenträfe. Zum größten Teil sind mir auch gerade diese Frauen mit ihrer übertünchten Halbbildung und dem gezierten Benehmen recht unangenehm; aber es gibt natürlich auch unter diesen Ausnahmen, nämlich Urbilder prachtvoller Wirtinnen.

(Fortsetzung folgt)



Ein Brief aus trüber Zeit

Mitgeteilt von A. Robolski in Halle a. S.



ustav Freytag schildert im vierten und im fünften Buche seines Romans „Soll und Haben“ den Zustand der Polen in der Provinz Posen im Frühjahr 1848, und namentlich den Kampf der Deutschen gegen die polnischen Insurgenten in und bei einem Städtchen, das er Kosmin nennt.

Bei Besprechung dieses Romans in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ bemerkt Freytag in bezug auf diese Episode: „Für die Handlung des Romans fehlte es mir nicht an Erfahrungen; auch die Bilder aus dem pol-